

BAUNETZWOCHE #299

Das Querformat für Architekten, 7. Dezember 2012

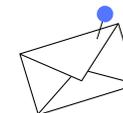
Special:
HANSAVIERTEL
FLACH

Dienstag

In China geht alles schneller. Nicht nur der Aufbau, sondern auch der Verfall. Während die Vergnügungsstätten auf Coney Island seit vielen Jahrzehnten verfallen, brauchte das [Wonderland](#), 45 Autominuten von der Pekinger Innenstadt entfernt, dazu weniger als eine Dekade. Wegen eines Streits um Bodenpreise wurde das chinesische „Fake Disneyland“ nie fertig. Heute beackern Bauern den Boden rund um die bunten Häuser und das verrottete Märchenschloss.

Mittwoch

Der [Kölner Stadtanzeiger](#) stellt das Architekturstudium vor. Überschrift: „Künstler mit Visionen und Bodenhaftung“. Textprobe: „Doch wer Nacht- und Wochenendarbeit nicht scheut, hat einen tollen Job: Denn Architekten bestimmen, wie Menschen leben.“ Träumst du noch, Kölner Stadtanzeiger?



[BAUNETZWOCHE-Newsletter bestellen!](#)

AB JETZT AUF AUGENHÖHE

Der 19. Wiener Architektur-Kongresses Ende November 2012 brachte internationale Experten zum Thema „Sowjetmoderne“ zusammen. Unser Autor Christian Hufen war vor Ort dabei.



Erholungsheim der Schriftstellervereinigung (Speisesaal), Sewan-Halbinsel (Armenien), 1965-69, Architekt: Geworg Kotschar



Lenin-Palast (jetzt Palast der Republik), Almaty (Kasachstan), 1970, Architekten: Nikolai Ripinski, W. Kim, Ju. Ratuschny, L. Uchobotow u. a.; Staatspreis der UdSSR 1971

„Ästhetische Außenseiter in einem Meer von Grau“, so nannte Frédéric Chaubin die beim Reisen durch Nachfolgestaaten der Sowjetunion entdeckten, oft futuristisch anmutenden Großbauten der 1960er bis 1980er Jahre. Sein Versuch, das Zustandekommen und die erstaunliche stilistische Vielfalt dieser im Westen meist unbekanntesten Bauten der Nachkriegsmoderne als Phänomen der Peripherie zu erklären, mit wachsendem Kontrollverlust Moskaus und überdies als Beweis für die größere Attraktivität

amerikanisch geprägter Nachkriegskultur, zeugte von Ahnungslosigkeit. Die heftige Kritik an dem 2011 erschienen Prachtband des französischen Fotografen hätte freilich eher dessen Kölner Verlag verdient, der beim Vermarkten der Bildrecherche eine Chance verpasst hat, tiefsitzende Denkmuster des Kalten Krieges zu überwinden.

Künstlerische Architektur fotografie verschaffte dem bedrohten baukünstlerischen Erbe der russisch-

sowjetischen Avantgarde breite Aufmerksamkeit; Arbeiten des Kanadiers Richard Pare etwa wurden in namhaften Museen ausgestellt, zuletzt auch in Berlin. Suggestive Bilder des Verfalls schienen die These vom Scheitern der Moderne im Osten zu bestätigen – eine melancholische Haltung, der Chaubin mit seinem Interesse für deren Neuauflage unter Breschnew (Generalsekretär der KPdSU 1964-82) entgegenwirkte. Die jetzt öffentlich vorgestellten Forschungen am Architekturzentrum Wien zur „Sowjetmoderne

1955-91. Unbekannte Geschichten“ – Thema des 19. Wiener Architektur Kongresses (24./25.11. 2012) – teilen und fördern diese Neugier. Als Kuratorinnen der gleichnamigen Ausstellung (bis 25. 2. 2013) setzten Katharina Ritter, Ekaterina Shapiro-Obermair und Alexandra Wachter ganz auf Dokumentation und Kooperation mit sachkundigen Experten und Institutionen vor Ort, was den Wiener Katalog zum Referenzbuch qualifiziert. Die zweite Architekturmoderne beginnt hierin 1954 mit Chruschtschows Kritik an stalinzeitlicher Baukultur und seinem Plädoyer für industrielle Fertigung.

Genauer untersucht wurde das Baugeschehen in den vierzehn nichtrussischen Sowjetrepubliken. Warum ohne Russland? Den Verzicht begründete AzW-Direktor Dietmar Steiner mit Kapazitätsgründen – eine vergleichbar systematische Sichtung des riesigen eurasischen Landes war nicht zu leisten – und dem lebhaften Interesse derzeitiger Forschung an lokalen Modernen. Der „Letzte Kongress der ArchitektInnen der UdSSR“ mit Beiträgen zahlreich angereicherter, teils prominenter Architekten füllte die Leerstelle; der Katalog enthält zudem ein Interview mit Feliks Novikov, worin der Miterbauer des Moskauer Pionierpalastes (1958–62) schildert, wie er die große Umstellung erlebte und gemeistert hat. Trotzdem: Ist diese „Sowjetmoderne“ von der Peripherie her zu begreifen?

Wie zu erfahren war, konnten sich in der staatlichen Planwirtschaft unter der Vorgabe des industriellen Bauens im Baltikum, in den osteuropäischen und

kaukasischen Sowjetrepubliken sowie in Mittelasien schon bald und verstärkt ab Mitte der 1970er Jahre nationale Stile ausprägen. Nur im Zusammenspiel zwischen Entwurfskollektiv, regionalem Baurust und Auftraggebern vor Ort – im günstigsten Fall der architekturbegeisterte Unionspartei- und Unionsarchitekt – gelang die Umsetzung origineller Entwürfe. Diese Konstellation erwies sich als produktiv; junge Architekten konnten für westliche Verhältnisse ungewöhnliche Karrieren machen und innovative Entwürfe im großen Maßstab realisieren.

Erwähnenswert die skandinavisch eleganten Wohnanlagen und Kulturzentren in Estland, errichtet von und für lokale Kolchosen – auch von Architektinnen! Unter diesen Bedingungen gelang, abhängig von lokalen Traditionen, oft der Anschluss an eigene Vorkriegsmoderne. So in Minsk, wo Großbauten unzerstört geblieben waren, oder durch armenische Konstruktivisten, die in ihrer Heimat nun nochmals zum Zuge kamen. Alle profitierten von der Öffnung nach dem Westen, die über Austausch von Fachliteratur und Studienreisen hinaus zur Mitarbeit sowjetischer Architekten in westlichen Büros geführt haben soll – sowie zum Export von Knowhow in den Westen und die Dritte Welt.

Hervorzuheben sind architektonische und städtebauliche Leistungen im sowjetischen Mittelasien. Die Wiener Ausstellungsmacherinnen wagen die steile These, wonach das Erdbeben in Taschkent 1966 weniger verheerend war und vielmehr dazu benutzt worden sei, Moskau zur Finanzierung des neuen

Stadtzentrums zu bewegen. Das Megaprojekt erforderte eine Adaption moderner Bautechnologie an die örtlichen klimatischen Bedingungen; Architekten und Baufirmen mussten experimentieren. Über das Ergebnis, insbesondere die pseudoislamischen Dekorfassaden, wurde in Wien lebhaft gestritten: Der in Kanada lehrende Boris Chukovich sprach von „sowjetischem Orientalismus“, während ein beteiligter Architekt glaubhaft beteuerte, nur das „praktisch Notwendige“ getan zu haben.

In Gesprächen mit russischen Kollegen war die Erwartung zu spüren, guten Rat zur Rettung des bedrohten Erbes zu erhalten. Die jungen Nationalstaaten, Demokratien wie Diktaturen, zeigen wenig Neigung, ihr architektonisches Sowjeterbe zu bewahren. Im turkmenischen Achgabat verschwand die Karl-Marx-Bibliothek, das brutalistische Meisterwerk des Baumeisters Abdullah Achmedow (1929–2007), bereits hinter Marmorplatten. Oder das berühmte Pionierlager Artek auf der Krim, dessen Neubau im Baukastensystem aus den 1960er Jahren, wie Wolfgang Kil berichtete, die neue ukrainische Elite nach ihren Bedürfnissen umbaute. In einem vielbeachteten Vortrag setzte der Berliner Architekturkritiker einen besonderen Akzent, indem er dieses Ensemble der internationalen Baugeschichte sozialistischer Moderne zuordnete. Ganz ähnlich Direktor Steiner, dessen kluges Katalogvorwort eine Neubewertung des „Bauwirtschaftsfunktionalismus“ der Nachkriegszeit nahelegt. Der sorgte – diesseits und jenseits des Eisernen Vorhangs – für sozial gerechte, gesellschaftlich breit akzeptierte Modernisierung. (*Christian Hufen*)



Karl-Marx-Bibliothek, Ashgabat (Turkmenistan), 1960-75 (russ. Quelle: 1967-74). Architekten: Abdullah Achmedow (Hauptarchitekt), Boris Schpak, Wladimir Alexejew; Bildhauer: Vadim Kosmatschow, Ernst Neiswestny, Wladimir Lempert, Nikolai Silis, Ljudmila Kremnewa, Tatjana Sokolowa (Staatspreis der UdSSR 1976)

HANSAVIERTEL FLACH – DREI STORIES

Das Hansaviertel in Berlin-Tiergarten, Schauplatz der Interbau 1957, ist ein beliebter innerstädtischer Wohnort. Die bekannten Wohnhochhäuser mit ihren interessanten Grundrissen ziehen heute junge Familien an. Doch es gibt im Hansaviertel auch flache Gebäude. Wir erzählen drei aktuelle Flachbau-Geschichten: von einer Familie, die mit einem ambitionierten Innenarchitektur-Entwurf ein Baudenkmal weiterbauen ließ; von einem Fernseh-Promi, der ein Casting-Studio in seinen Bungalow einbaute, und von einer kleinen Bibliothek, die so wunderbar funktioniert, dass Politiker sie schließen wollen...



Händelallee 67, Architekten: Klaus Kirsten und Heinz Nather, 1958/59. Umbau: Wiewiorra Hopp Architekten, 2012. Foto: Tobias Wille

Objekte im Baudenkmal: Haus Kirsten/Nather

Diese Geschichte handelt von einem Haus, das erst 2001 von einer Architektin aufwändig, wenn auch ein wenig zu modisch umgestaltet worden war. Die neuen Käufer haben das eigentlich bezugsfertige Haus so nicht haben wollen. Sie beauftragten das Berliner Architekturbüro **Wiewiorra Hopp Architekten** mit einem erneuten umfassenden Umbau.

Die Händelallee 67 ist für Leser der Baunetzwoche ein alter Bekannter: In der [Ausgabe #28 vom 11. Mai 2007](#) gingen wir bereits auf „Spurensuche im Hansaviertel“. Gesucht und gefunden wurden damals zwei Einfamilienhäuser des Berliner Architekten Klaus Kirsten (1929-99). Dieser war damals durch die mediale Wiederentdeckung seines Industriebaus auf dem Rotaprint-Gelände im Stadtteil Wedding in den Fokus gehoben worden. Weniger bekannt war, dass Kirsten von 1957 bis zu seinem Tod eine Büropartnerschaft mit dem Architekten Heinz Nather geführt hatte.

Haus 2 an der Händelallee 65 hatte Klaus Kirsten 1960 für sich selbst gebaut, während Kirsten und Nather 1958/59 das Haus 1 mit der Hausnummer 67 zusammen für einen Augenarzt entworfen hatten. Beide Häuser befinden sich direkt auf dem Gelände der Interbau, sind aber, da erst nach 1957 errichtet, nie als Bestandteil der Ausstellung wahrgenommen worden. Deshalb fehlen sie auch in der einschlägigen Hansaviertel-Literatur.

Und nun: Eine junge Familie mit zwei kleinen Kindern ist nach Berlin gezogen und hat ein Haus

im Grünen gesucht, das dennoch zentral liegt und alltägliche Wege mit dem Fahrrad ermöglicht. So etwas gibt es in der Berliner Innenstadt fast nur im Hansaviertel. Die Familie kaufte das denkmalgeschützte Haus und wandte sich an Wiewiorra Hopp, um es ihren Wünschen und Vorstellungen anzupassen. Die Architekten waren dem Bauherrn zuvor mit der innenarchitektonischen Gestaltung eines *Townhouse* am Außenministerium aufgefallen.

Wiewiorra Hopp, die gleich nebenan im Hansaviertel wohnen, machten sich zunächst einmal an eine baugeschichtliche Analyse. Um die Urheberschaft beider Architekten zu würdigen, sprechen sie fortan von „Haus Kirsten/Nather“. Schnell wurde klar, dass der vorgefundene Zustand nicht der Originalzustand war. Ursprünglich beherbergte das Haus eine kleine Arztpraxis mit Warte- und Arztzimmer, die hinter dem Eingang zur Rechten erreichbar waren. Die Praxis ist später der Wohnung zugeschlagen worden, die spitzwinklig-L-förmige Treppe ist schließlich in Lage und Form geringfügig verlegt worden, was die Architekten jetzt so beließen.

Auch die Straßenfassade entsprach schon länger nicht mehr dem Original. Ursprünglich gab es im Obergeschoss auf fast der ganzen Hausbreite eine laubengangartige Loggia, die schon früh geschlossen wurde. Die dadurch entstandenen großen Fensteröffnungen behielten die Architekten jetzt bei, führten die Fensterteilungen aber wieder näher an das Original und entfernten die Lamellen der letzten Renovierung von 2001. Im Erdgeschoss beseitigten sie unpassende schmale Fensterbänder und Vordächer und fügten dort (wieder) ein simples Lochfenster in 50er-Jahre-Manier ein.



*Der Ursprungszustand noch mit Loggia
Foto: ca. 1960*



Zustand nach Umgestaltung 2001



Zustand 2012. Foto: Tobias Wille



Die vorgefundenen Treppe, die nicht ganz dem Original entsprach, haben die Architekten belassen und mit Einbaumöbeln zum Objekt gemacht. Foto: Tobias Wille



Der Essplatz ist das Zentrum des Hauses, drumherum sind drei „Themennischen“ angeordnet – hier: Küche und „Grüne Lounge“. Foto: Tobias Wille



Die „Grüne Lounge“ hat wieder ihr Rundum-Oberlicht erhalten



Durchblicke von der Bibliothek im alten Arztzimmer zum Wohnraum und zum Garten
Fotos: Tobias Wille

Im Erdgeschoss wird der Eingangsbereich jetzt von der Treppe ins Obergeschoss geprägt, von den Architekten mit Einbaumöbeln „eingefasst“ und so in einen skulpturalen Körper umgewandelt. Der zentrale Wohnraum mit Esstisch wird Y-förmig von drei Funktionen mit drei verschiedenen „Themen“ umlagert: In der Küche dominiert das technische Grau von Edelstahl und Aluminium. Das ehemalige Arztzimmer wird von Eichenholz bestimmt und ist

jetzt die Bibliothek, die nach Bedarf dem Wohnraum zugeschaltet werden kann. Der ehemalige Kaminflügel wurde mit grünen Ledermöbeln zur „Grünen Lounge“; die ursprüngliche Rundumverglasung des Oberlichts ist wiederhergestellt. Im Obergeschoss wurden drei „Objekte“ eingestellt: Das Kinderbad, der Ankleideraum und das Bad der Eltern bilden eigene Körper, die sich geometrisch unabhängig von den tragenden Wänden entwickeln. Die Architekten

sprechen von „fließenden Räumen zwischen neuen Objekten“. Der Ankleideraum kann durch einen Geheimgang vom Treppenflur aus betreten werden. Hier oben dominieren Linoleum, MDF und Rautenparkett. Den Verlauf des ehemaligen Laubengangs haben die Architekten im Grundriss nachvollziehbar gemacht. Insgesamt ist das Haus heller, offener und – wieder „originaler“ geworden.



Das Haus öffnet sich fächerförmig zum ummauerten Garten. Landschaftsarchitektur: lebalto. Foto: Tobias Wille

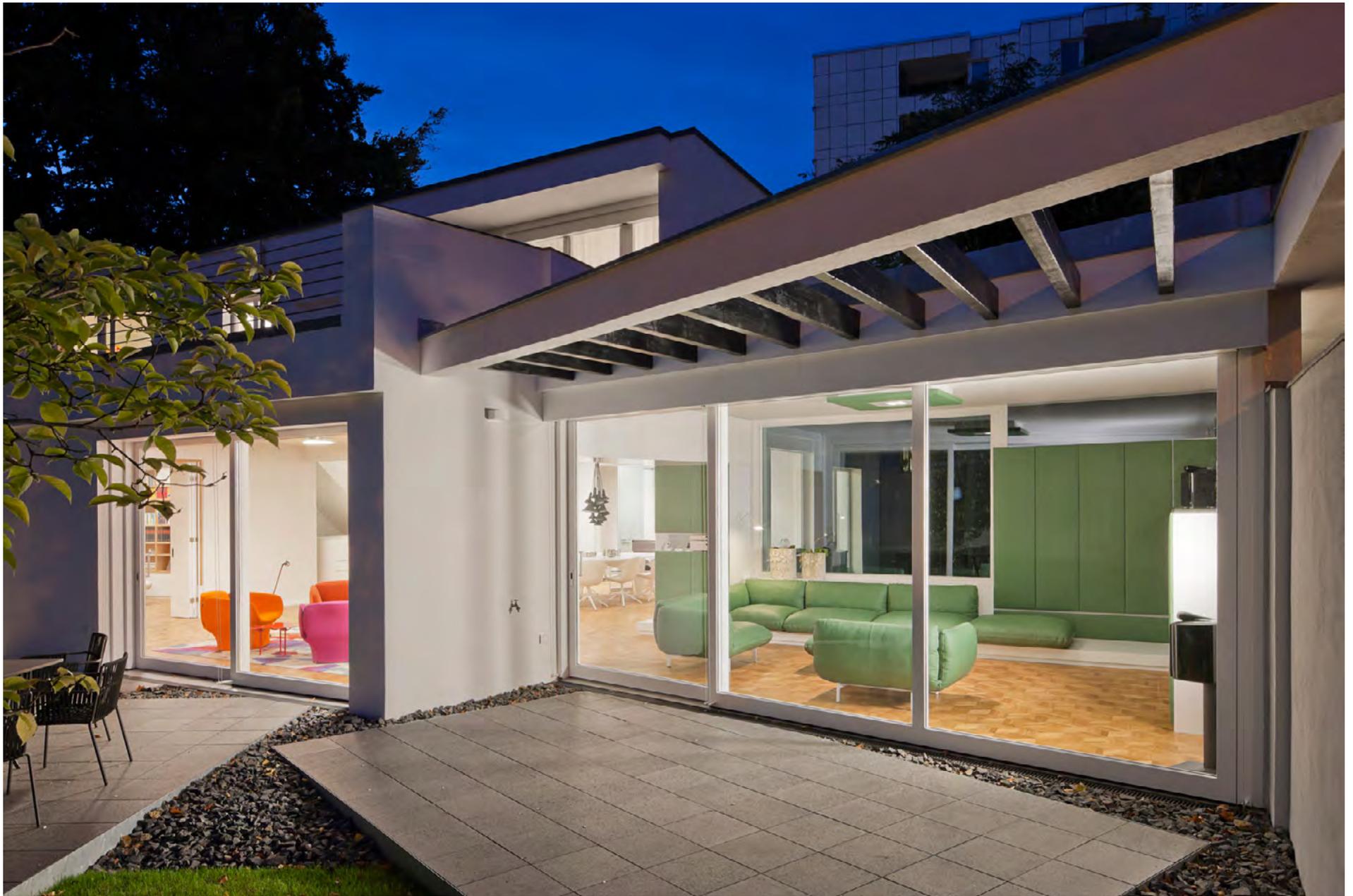
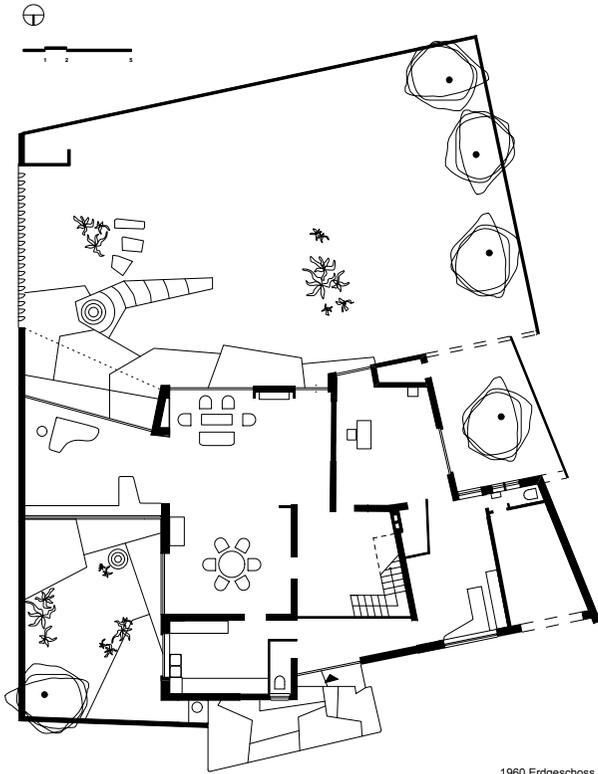


Foto: Tobias Wille



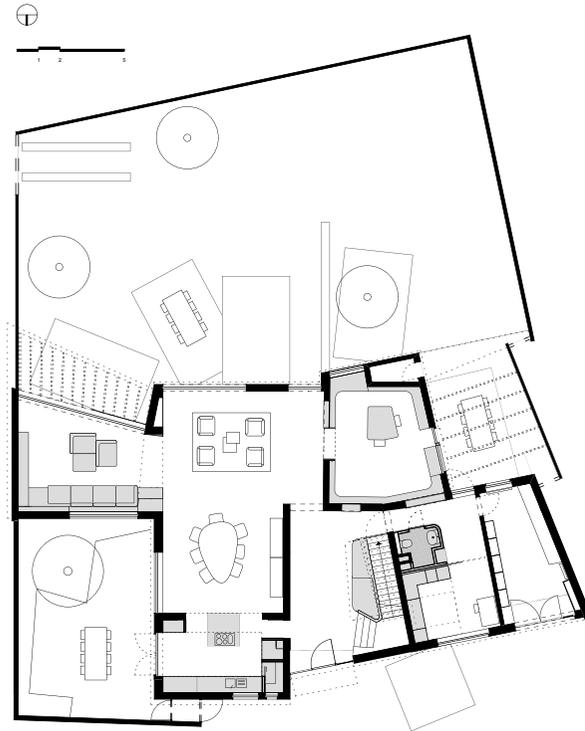
Das Obergeschoss wird jetzt durch eingestellte „Objekte“ wie Bäder oder Ankleideraum geprägt. Wand und Vorhänge sind künstlerisch bearbeitet von Maria Hinze. Fotos: Tobias Wille

Die Prinzipskizzen zeigen die Eingriffe der Architekten



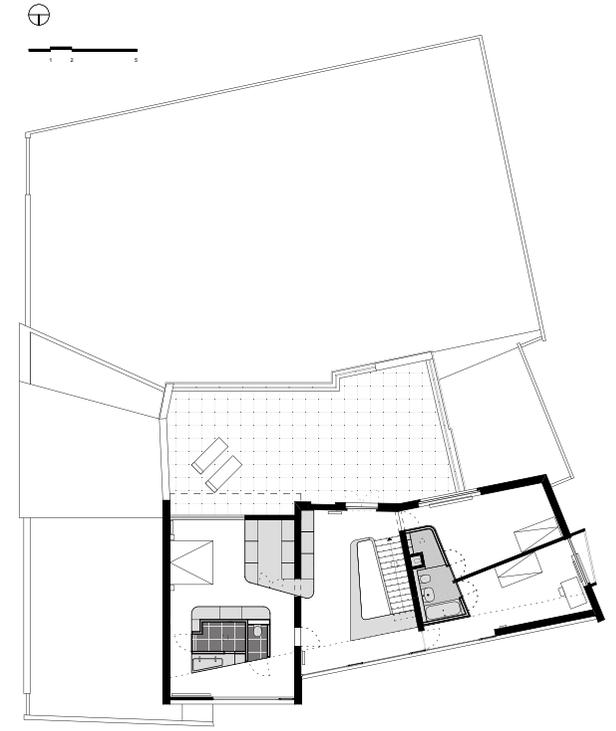
1960 Erdgeschoss

EG-Grundriss 1960. Die Arztpraxis befindet sich rechts



2012 Erdgeschoss

EG-Grundriss 2012



2012 Obergeschoss

OG-Grundriss 2012



*Händelallee 34: Hinter diesem Tor ist jetzt keine Garage mehr, sondern Wärmedämmung. Und dahinter ein Casting-Studio
Foto: Annette Kisling*



*Das Atrium ist prägend für die fünf Reihen-Bungalows von Eduard Ludwig im Hansaviertel. Der Bauherr wollte hier zunächst einen Pool einbauen...
Fotos: Annette Kisling*

Casting-Studio im Bungalow: Haus Ludwig

„Rolfe“ gibt in allen erdenklichen Formaten des Privatfernsehens den „Mode-, Model- und VIP-Experten“, so seine Homepage. Von 2008 an war er Juror in zwei Staffeln der Casting-Show „Deutschland sucht das Super Model“: „Ich eroberte mit meiner Art die Herzen der Teilnehmerinnen, denen ich kollegial mit Rat und Tat zur Seite stand.“ Einen Salon zur [Einweihung seines Bungalows](#) im Hansaviertel ließ er für die Vox-Reihe „Mein Promi-Restaurant“ filmen.

Dort hat er im Wintergarten sein Büro und in der Garage sein Casting-Studio eingerichtet. Das alles mit Segen der Denkmalpflege.

Rückblick: Der Architekt Eduard Ludwig (1906-60) hatte ab 1928 bei Mies van der Rohe am Bauhaus Dessau studiert und wurde Mitarbeiter in Mies' Berliner Büro. Als freier Architekt in Berlin lieferte er für die Interbau 1957 an der Händelallee 26-34 fünf

flache Atriumhäuser in Bungalowform, von denen er selbst eines bewohnte, bis er bei einem Autounfall ums Leben kam. Das nördlichste Haus davon mit der Hausnummer 34 kaufte vor anderthalb Jahren eben „Rolfe“.

Das Berliner Architekturbüro **bfs d** (Michael Schultz und Stefan Flachsbarth), das mit dem Umbau einer Tankstelle zum Wohn- und Atelierhaus an der



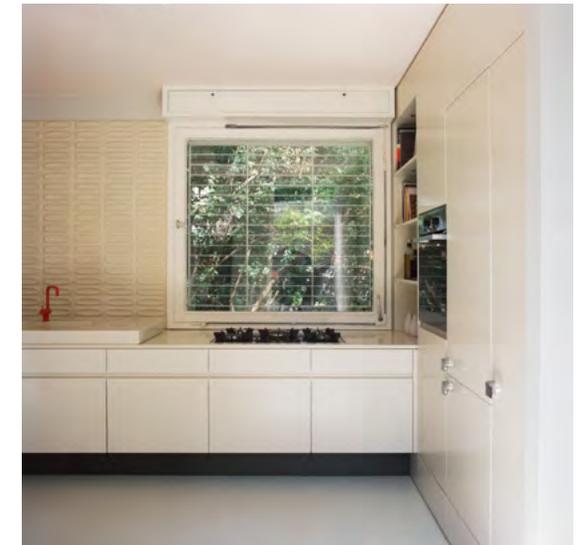
*Das Haus war im Inneren völlig verbaut. Die Architekten **bfs d** haben es nach dem Motto: „Was nicht original ist, fliegt raus!“ umgebaut und eingerichtet. Fotos: Annette Kisling*



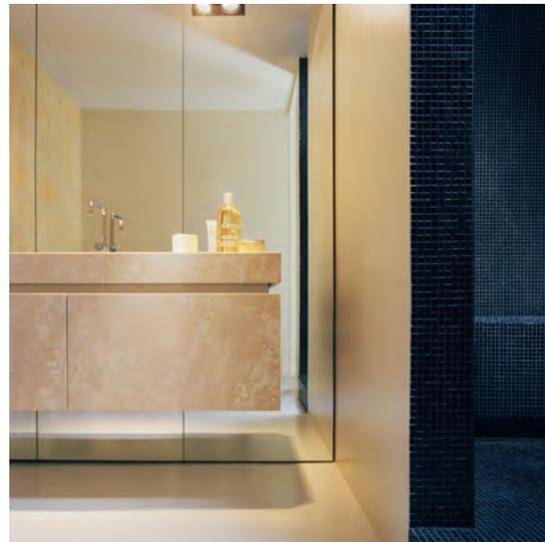
Bülowstraße in Berlin-Schöneberg bekannt geworden ist, machte sich an die denkmalgerechte Renovierung. Das streng orthogonal ausgerichtete Haus mit seinen zwei Gärten war durch Um- und Zubauten im Laufe der Jahrzehnte im Inneren völlig überformt worden. Das gestalterische Leitbild war für die Architekten schnell klar: „Alles, was nicht original ist, fliegt raus!“ Sie strebten eine zeitgemäße Interpretation des Originals an, keine Rekonstruktion, und erläutern: „Im Sinne der damaligen Zeit haben wir die Oberflächen im Haus neu gestaltet: handgefertigte Keramikfliesen aus den USA in Wohnraum, Bad und Küche, flächige PU-Bodenbeschichtung, hellrosa-farbene Decke und ein abgehängter Kamin. Alle besonderen historischen Einbaudetails wie Verbundfenster, Heizkörperverkleidungen, Einbauschränke, Türen und Türbeschläge wurden erhalten und vorsichtig saniert.“

Die Architekten zeichnen auch für die gesamte Inneneinrichtung, Möblierung und Dekoration verantwortlich. Die Fassade, aber auch die Gartenanlagen wie der haushohe Eternit-Zaun oder der Seerosenteich wurden nach den ursprünglichen Plänen in den Originalzustand zurückgeführt. Durch Zusammenlegung von sehr kleinen Räumen und die Öffnung der Küche zum Essraum wurde das kleine Haus etwas großzügiger. Der Wunsch des Bauherrn, im Atrium einen Pool einzubauen, genehmigte die Denkmalpflege allerdings nicht.

Der Bauherr ist im August 2012 eingezogen, doch hier gibt es kein Happy-End: Das Haus ist wunderbar geworden, doch „Rolfe“ stellte fest, dass er sich in Berlin und im Hansaviertel doch nicht wohlfühlt. Er zieht dort wieder aus.



Das kleine Haus wurde etwas großzügiger, so wurde die Küche zum Essraum geöffnet.



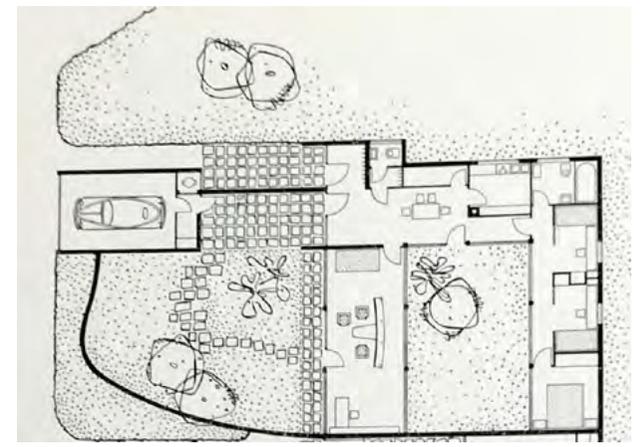
Die Oberflächen wurden neu gestaltet, historische Details vorsichtig saniert. Fotos: Annette Kisling



*Die Architekten haben auch die gesamte Inneneinrichtung und Möblierung übernommen.
Fotos: Annette Kising*



Grundriss 2012



Grundriss 1957. Abbildung: Katalog Interbau 1957



Werner Düttmann hat die Hansabücherei 1956/57 als kulturellen Leuchtturm gebaut, der ins Hansaviertel ausstrahlt. Foto: Benedikt Hotze

Lichte Freundlichkeit: Bibliothek von Werner Düttmann

Montagmittag. Aus dem U-Bahnhof Hansaplatz gelangen die Leute trockenen Fußes in die Hansabücherei. Das eingeschossige Ensemble aus südlichem U-Bahn-Ausgang und Bibliothek war 1956/57 von Werner Düttmann errichtet worden. Heute warten hier schon ein älterer Mann mit Plastiktüte, ein paar Studenten, eine Mutter mit Kind und ein Grüppchen kichernder Teenie-Mädchen, die ihre Smartphones wie Trophäen vor sich halten. Es werden immer mehr, und als um Eins endlich die Glasschiebetür zur Bibliothek aufgeht, strömen sie alle hinein, setzen sich an Tische und Einzelarbeitsplätze. Die Bibliothek ist innerhalb weniger Minuten bevölkert. Niemand wird hier am Eingang kontrolliert oder ausgefragt. Hier ist es warm, es gibt freies WLAN, und wer möchte, kann für zehn Euro pro Jahr in allen öffentlichen Bibliotheken Berlins die Medien ausleihen, die hier im Freihandbereich in den Regalen stehen. In der Hansabibliothek sind es heute 42.000 Medieneinheiten; bei der Gründung 1957 waren es 12.000. Die gängigen Tageszeitungen und Zeitschriften liegen kostenlos aus, es gibt drei Internet-Arbeitsplätze. Im Sommer sitzt man im ruhigen Atriumhof und liest.



Die Hansabücherei war eine der ersten Bibliotheken, die von Anfang an für die Freihandaufstellung konzipiert wurden.
Fotos: Benedikt Hotze



Im Atrium



Der Raum zum Zeitunglesen





Das quadratische Haus hat ein quadratisches Atrium mit der Skulptur „Vegetative“ von Bernhard Heiliger. Die Scheibe links lässt sich vollständig versenken



Die Hansabücherei ist zusammen mit dem U-Bahn-Eingang (rechts) errichtet wurden. Glasmosaik von Fritz Winter. Fotos: Benedikt Hotze

Am Montagvormittag war hier übrigens nicht einfach „geschlossen“, sondern „geschlossene Gesellschaft“: In der Hansabücherei wird Leseförderung für Gruppen aus den umliegenden Kindergärten und Grundschulen angeboten. Nachmittags treffen sich Schüler und Studenten in Arbeitsgruppen: Von „Bibliothek als Lernort“ spricht die Leiterin. „Vielen Schülern wird dafür zuhause kein Platz geboten“ formuliert sie diplomatisch. Das Einzugsgebiet dieser Bibliothek beschränkt sich nicht auf das „bürgerliche“ Hansaviertel, sondern reicht auch bis in den sozial problematischeren Stadtteil Moabit.

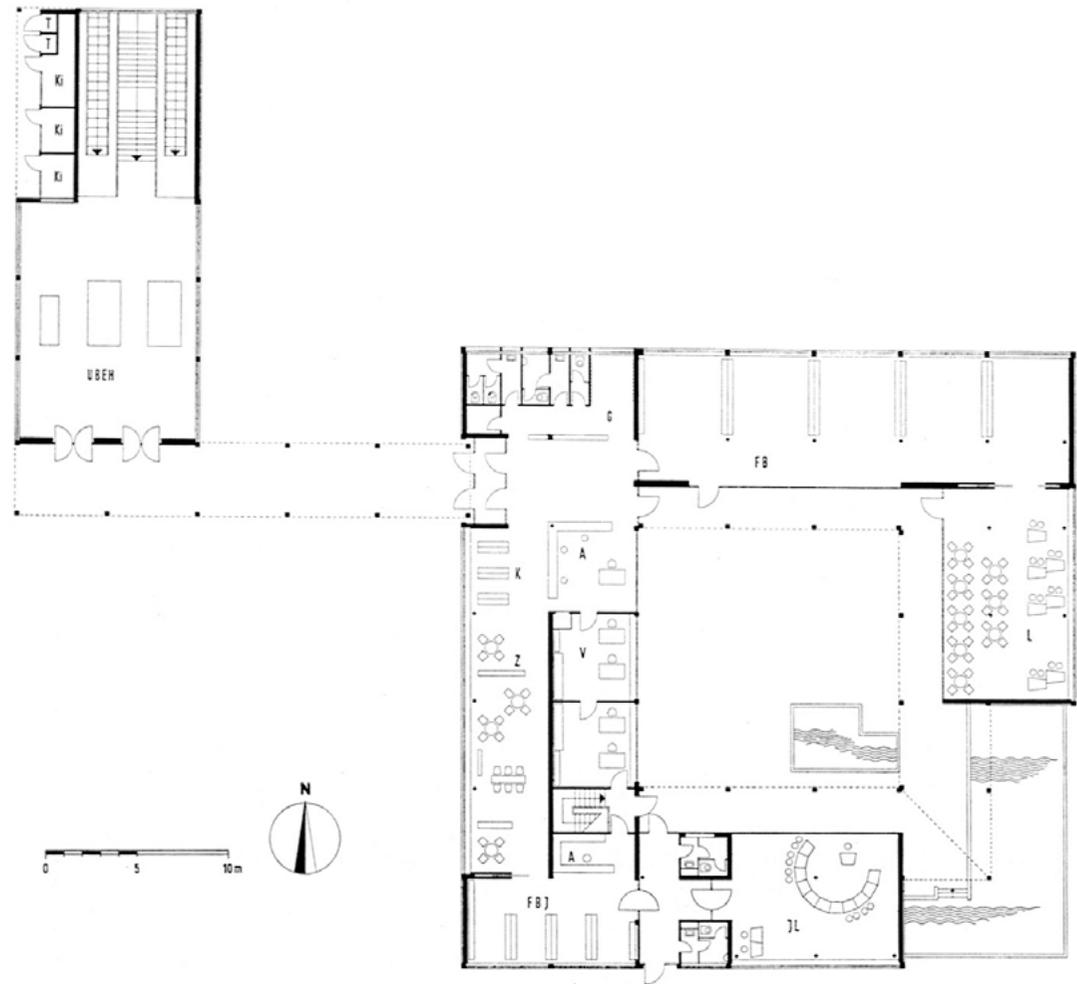
Werner Düttmann (1921-83) hat die Bibliothek als quadratischen Flachbau mit einer Kantenlänge von je 34 Metern geplant. Das Zentrum bildet der ebenfalls quadratische Lesehof. Im Sommer kann eine riesige Glaswand vollständig abgesenkt werden, wodurch die Bibliothek sich auf ganzer Raumhöhe dem Freiraum öffnet – ein Mechanismus, der heute noch einwandfrei funktioniert. Die vier Flügel der Bibliothek sind nur an einer Ecke unterbrochen, an der sich der Hof nach außen öffnet. Hier befindet sich ein Wasserbecken. Das Haus wirkt unpräzise, praktisch und völlig intakt. Oder wie Günther Kühne einst schrieb: „Die Räume atmen den Geist des Schöpfers dieser Bücherei: Lockerheit, Transparenz, lichte Freundlichkeit“.

Wer hier hereinkommt, spürt: Dies ist eine grund-sympathische Stadtteilbibliothek, die als kultureller Leuchtturm in das Hansaviertel ausstrahlt. Einen kleinen thematischen Schwerpunkt gibt es hier auch: passenderweise Kunst- und Architektur. Die Sammlung zu diesem Thema speist sich teilweise aus Gaben von Fachverlagen, die ihre Bücher hier temporär „präsentieren“ dürfen. Lesungen und Veranstaltungen in diesem Zusammenhang ergaben vor einigen Jahren den Anstoß zur Bildung eines „Bürgervereins Hansaviertel“. Dem Verein ist es hauptsächlich zu danken, dass ein im Juni dieses Jahres gestarteter Angriff auf die Existenz der Bücherei vorläufig abgewendet werden konnte. Und diese Geschichte geht so:

Stadtteilbibliotheken wie diese werden in Berlin von den Bezirken getragen, die etwa den Kommunen anderenorts vergleichbar sind. Auf Bezirksebene muss eisern gespart werden. Ein SPD-Abgeordneter hat nun im Juni einen Antragsentwurf in die Bezirksverordnetenversammlung des Bezirks Mitte eingebracht, nach dem die Hansabibliothek und eine andere Bücherei an einem neuen Standort zusammengefasst werden sollen. „Für die Hansabibliothek wäre dann eine Nachnutzung zu finden“, hieß es in dem Entwurf. Der Verein vermutet dahinter parteipolitisches Kalkül, wohnen doch im Hansaviertel hauptsächlich Grünen- und CDU-Wähler...

Doch mit dem Widerstand der Bevölkerung und des Vereins hatte der Antragssteller nicht gerechnet: Hier entlud sich unerwartet heftiger Bürgerzorn, eine Online-Petition brachte vom Stand weg 2.600 Stimmen für den Erhalt. Die zuständige (grüne) Bildungsstadträtin stellte sich hinter die Hansabibliothek. So wanderte der Antragsentwurf in einem Ausschuss, wo er dann mehr oder weniger gezielt liegen blieb.

Gefahr droht dennoch: Der Verein vermutet, dass die Stellen der Bibliothekarinnen, die in den nächsten Jahren in den Ruhestand gehen, nicht mehr neu besetzt werden. „Das Gebäude wird nicht geschlossen“, orakelt der Vereinsvorsitzende vielsagend. Den Rest soll man sich wohl denken. (*Benedikt Hotze*)



Grundriss 1957 (mit U-Bahn-Zugang). Abbildung: Akademie der Künste

1

WWW.IMM-COLOGNE.DE
WWW.LIVINGKITCHEN-COLOGNE.DE



Das internationale
Küchenevent
auf der imm cologne.

 **WOHNEN. EINRICHTEN. LEBEN.**
DIE INTERNATIONALE
EINRICHTUNGSMESSE
14. – 20.01.2013



Koelnmesse GmbH, Messeplatz 1, 50679 Köln, Tel. 0180 5 91 3131*, Fax 0221 821-99 1180, imm@visitor.koelnmesse.de
*0,14 EUR/Min. aus dem dt. Festnetz, max. 0,42 EUR/Min. aus dem Mobilfunknetz

Haus im Berglicht

Die Nächte werden länger, die Tage kürzer und was fehlt, ist natürliches Licht. Besonders in Berggegenden wie in der japanische Präfektur Hyogo. Hier baute der Architekt Yo Shimada ein Einfamilienhaus als Dorf, mit futuristischen Scheunen, die auf dem Hauptanwesen sitzen und dieses mit Tageslicht versorgen.

Lesen Sie mehr bei:

www.designlines.de



*SCHNÖRKELLOS

Jeder, der in den letzten Jahrzehnten nach Berlin gekommen ist und in den weiten innerstädtischen Altbauvierteln seine Wohnung gefunden hat, wurde mit der Erzählung von der „Entstuckungsprämie“ konfrontiert. Demnach habe der Berliner Senat in der Nachkriegszeit den Hausbesitzern Geld dafür bezahlt, dass sie den Stuck von ihren Fassaden abschlagen. Doch dies ist jetzt als urban legend erkannt worden, als eine mündlich weitergetragene Geschichte, deren Ursprung nicht weiter bewiesen werden muss, weil sie ja jeder erzählt. Doch eine Entstuckungsprämie hat es in Wirklichkeit nie gegeben. Die Pointe ist vielmehr: Durch die Entstuckung versuchten die Besitzer, ihre Häuser aufzuwerten, um sie gegen den Berliner Senat vor dem Abriss zu bewahren.

All diese Erkenntnisse verdanken wir dem vorliegenden Band „Schnörkellos“, der sich trotz seiner Herkunft als Dissertation sehr flüssig liest. Die Ausgangslage: Etwa die Hälfte des erhaltenen gründerzeitlichen Baubestands in den Berliner Innenstadtbezirken ist heute „entstuckt“. Im vorigen Satz stecken allerdings gleich zwei sprachliche Ungenauigkeiten: Das Wort „entstuckt“ möchte der Autor durch das allgemeinere „entdekoriert“ ersetzt wissen, und genau genommen geht es auch nicht um Bauten der „Gründerzeit“ (diese umfasst im engeren Sinne nur die wenigen Jahre nach der Reichsgründung 1871), sondern er spricht umfassender von „Bauten des Historismus“ (wobei er diese Sprachregelung selbst nicht konsequent einhält). Die Entdekorierung der Nachkriegszeit, die einen ungeheuren Effekt auf das Stadtbild bis in die Gegenwart hat, bettet der Autor in eine umfassendere Geschichte ein.

So trägt er einen umfassenden Beispieldatensatz aus der klassischen Moderne der zwanziger Jahre zusammen, wo die Umgestaltung von Fassaden aus einer individuellen architektonischen Aufwertungs-Konzeption erwuchs: Die Roaring Twenties haben mit Architekten wie den Luckhardts oder Peter Behrens einzelnen historistischen (Geschäfts-)Bauten ein explizit modernes Gesicht gegeben. Im Vergleich dazu ist die massenhafte Entdekorierung der Nachkriegszeit das namenlose Werk gewöhnlicher Baufirmen. Durch die Auswertung von Grundeigentümer-Zeitschriften jener Jahre weiß der Autor, dass die Hausbesitzer zu „geschmackvollen Modernisierungen“ (aka Entstuckung) angehalten wurden, „um

mit modernen Häuserfronten Schritt zu halten“ (Das Grundentum, 1958). „Verzierungen“ hingegen wurden als „schmutzfangend“ diffamiert.

Der Autor sieht die Ära der Entdekorierung nicht nur als Epoche der beispiellosen Stadtzerstörung durch Flächenabriss, sondern auch als „Beginn einer groß angelegten Sanierungskampagne“: „Die Entdekorierung war keine Begleiterscheinung der Kahlschlagpolitik des Senats, sondern richtete sich explizit gegen diese.“

Die Entfernung von Bauzier ist längst ein historisches Phänomen – schon deswegen, „weil die Generation, der eine Abwertung der Neo-Stile eingepflegt wurde, aussterben wird“. Dieses spannende Buch ist das Standardwerk dazu. (-tze)

Übrigens: Wer wissen will, wie es zu der Legende mit der Senatsprämie kam, findet die Auflösung im Buch auf Seite 233.

Hans Georg von Gaertringen:
**Schnörkellos –
Die Umgestaltung von Bauten des Historismus
im Berlin des 20. Jahrhunderts**
495 Seiten mit 546 Abbildungen und einer Faltkarte,
17 × 24 cm, Leinen mit Schutzumschlag,
[Gebr. Mann-Verlag](#), Berlin 2012,
ISBN 978-3-7861-2650-8,
69 Euro

